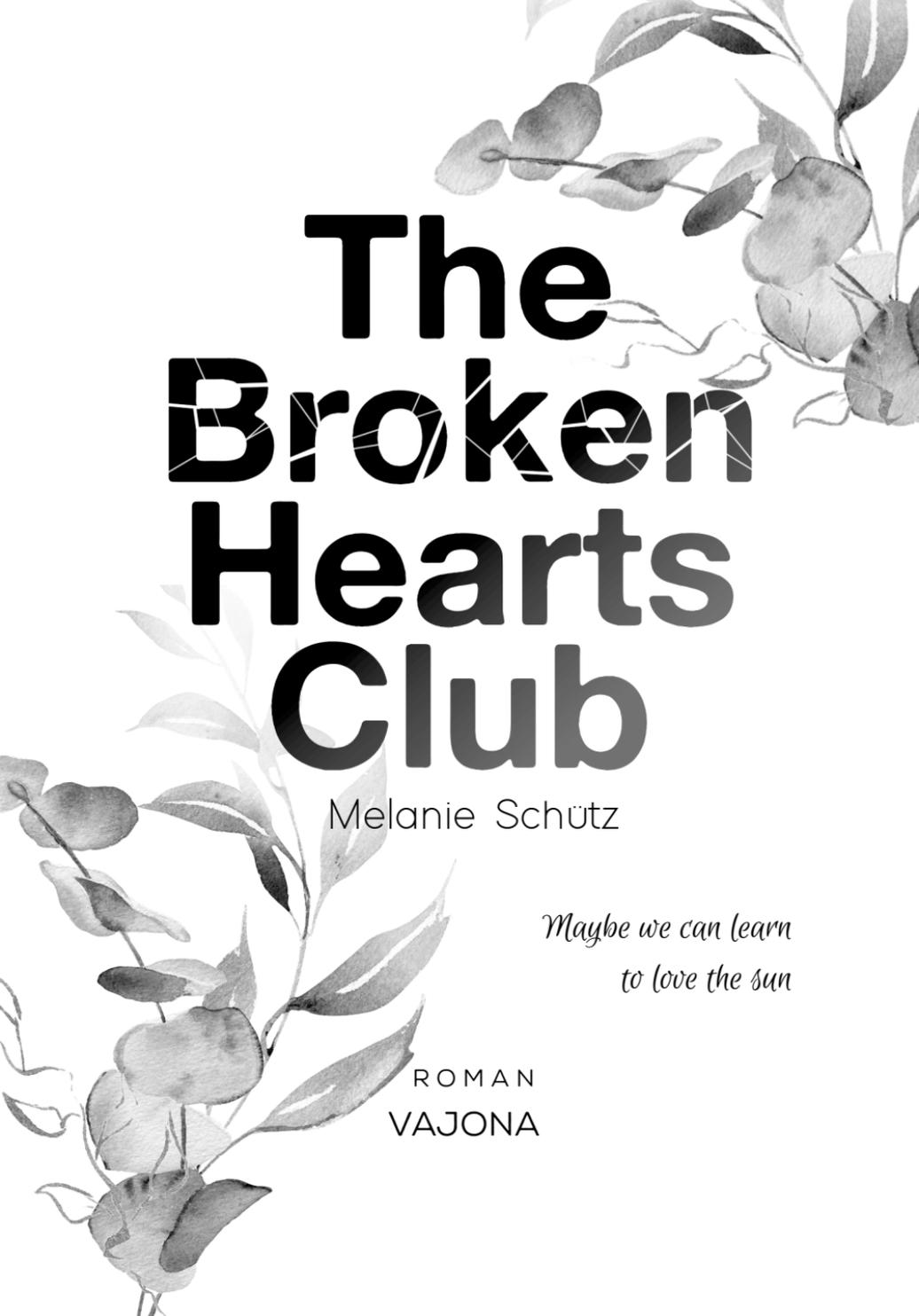


Melanie Schütz

The Broken Hearts Club

Maybe we can learn to love the sun

(Band 2)



The Broken Hearts Club

Melanie Schütz

*Maybe we can learn
to love the sun*

ROMAN
VAJONA

Für alle, die einen The Broken Hearts Club brauchen.

Hinweis

Dieser Roman behandelt Themen wie Blut, Suizid eines nahen Familienmitglieds, Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung und vermisste Personen.



Prolog

Ein Abschied

Marten – ein Jahr zuvor

»Bist du dir wirklich sicher, dass du ganz allein auf diese Wanderung gehen willst?« Die Sorgen zeichnen tiefe Falten auf die Stirn unserer Mutter, während sie ein Paar zusammengerollte Socken im Rucksack verstaut. Sie sind selbst gestrickt, ich habe die gleichen.

Die Erinnerung daran, wie Mama, Fenja und ich die Herbstmonate vor dem Kamin saßen und Mama uns das Stricken beibrachte, kann ich mir bis heute lebhaft ins Gedächtnis rufen, denn sie gehört zu den schönsten meiner Kindheit. In unseren Tassen Früchtetee schwammen Orangenscheiben und Sternanis. Das Geräusch von Fenjas mahelnden Zähnen auf Kandiszucker hätte jeden Zahnarzt zusammenzucken lassen. Doch im Zentrum unserer Aufmerksamkeit stand das Klappern der Nadeln, das leise Fluchen meiner Schwester, wenn ihr eine Masche entglitt, und die geduldige Stimme unserer Mutter, die es erklärte und zeigte.

Genau diese Stricknadeln verstaut Fenja in einem Handarbeitsbeutel und steckt sie in eine Seitentasche ihres lila Backpackerruck-

sacks. Ein zusammengefaltetes, grünes Tuch ist wie ein Haarreif oberhalb ihrer Stirn zusammengebunden und hält ihre rotorangen Haare aus dem Gesicht. Sie lacht auf und schüttelt den Kopf.

»Ich bin mir sicher, Mama. Das ist ja der Sinn der Reise. Ich will ein paar Wochen ohne Gesellschaft wandern und den Kopf freibekommen. Es ist mein spiritueller Weg.«

Meine Mutter wirft mir einen resignierten Blick zu. Als ich ihr nicht zu Hilfe komme, fährt sie fort: »Das verstehe ich ja, aber so eine Wanderung ist nicht ungefährlich, ganz allein als junge Frau.«

»Mir wird schon nichts passieren. Ich passe auf mich auf.«

»Ich zweifle nicht an dir. Ich zweifle an den anderen Menschen.«

Seufzend rollt Fenja die Augen. »Kannst du mir die Fruchtschnitten geben, Marten?«

»Klar.« Ich reiche sie ihr und greife nach dem Klappschild, der neben dem Kräuterregal liegt. »Willst du den auch noch mitnehmen?«

Fenja schüttelt den Kopf. »Nimmt zu viel Platz weg. Ich hab einen Regenponcho dabei. Der wird reichen. Außerdem soll das Wetter toll werden.«

»Wenn du doch wenigstens eine Freundin mitnehmen würdest!« Mamas Stimme ist energisch und flehend.

Fenja seufzt hörbar. »Mama, bitte. Mach mir kurz vor Abreise kein schlechtes Gewissen.«

»Na schön.« Unsere Mutter reckt das Kinn vor. »Ihr jungen Leute wisst ja alles besser.« Sie wirft mir einen verständnislosen Blick zu. »Du könntest ruhig versuchen, sie aufzuhalten. Auf dich hört sie wenigstens.« Damit poltert sie in den Flur unserer WG, vermutlich, um Fenjas Zimmer nach Dingen zu durchsuchen, die sie unbedingt noch mitnehmen muss. So ist unsere Mutter. Aufbrausend, aber unterstützend.

Mit erhobener Nase funkelt Fenja ihr hinterher, dann stopft sie ihre Trinkflasche in die Netztasche.

»Sie wird sich schon wieder einkriegen«, sage ich und rolle ihren Pullover zusammen, der über dem Küchenstuhl hängt. »Du kennst sie doch. Sie hat Angst um dich.«

»Sie hat einfach zu viele True-Crime-Dokus gesehen«, erwidert Fenja schmallippig. »Du freust dich aber für mich, oder Bruderherz?«

»Klar.« Schmunzelnd lehne ich mich an die Küchentheke. Fenja war schon immer diejenige von uns, die das Abenteuerfieber gepackt hat. Sie kletterte als Erste in Büschen, raste im Schlitten vor mir verschneite Abhänge hinunter und rief mir vom See aus zu, ihr hinterherzuspringen. Sie hat so viel vor mir geschafft. Dass sie drei Jahre jünger ist als ich, hat sie nie aufgehalten. Schon seit geraumer Zeit redet sie davon, allein auf Wanderschaft zu gehen. Dass sie es nun endlich tun wird, war lange abzusehen. Dennoch ist es schwer, mir vorzustellen, dass sie bald nicht mehr in meiner Nähe sein wird.

»Aber du wirst mir fehlen«, gestehe ich. »Unsere Geschwister-WG wird so leer sein ohne dich.«

Gerührt fasst Fenja sich an die Brust. »Bruderherz, du wirst mir auch fehlen! Und unser kleiner Garten ...« Sie tänzelt durch die Küche und tippt auf eine unreife Tomate, die auf dem Fensterbrett steht. »Unser Wasserkocher Augustin ...« Sie stupst ihn an, sodass seine Wackelaugen wackeln. »Und natürlich unser leckerer Ingwertee!« In extra lautem Ton, der auch im Nebenzimmer zu hören ist, fügt sie hinzu: »Sogar meine Helikoptermutter wird mir fehlen!«

Ein genervtes Brummen dringt zu uns zurück, aber das Amüsement in Mamas Stimme ist deutlich zu hören.

»Ich komme ja bald wieder«, schließt Fenja achselzuckend und sieht mir direkt in die Augen. »Ihr seid mein Zuhause!«

Zuhause. Ich beobachte sie, während sie ihren Rucksack zuschnürt, Mama zu Hilfe kommt und beide so tun, als habe es den Disput von vorhin nicht gegeben. Für meine Schwester bin ich das Zuhause. Und sie ist ebenso das Zuhause für mich.

Um sie zu verabschieden, begleite ich Fenja zur S-Bahnstation. Es nieselt und ist zugig. Meine Wetterapp verrät mir, dass in Frankreich die Sonne scheint. Das beruhigt mich.

»Du meldest dich aber ab und zu, oder?«, frage ich und setze den Rucksack ab, den ich für sie getragen habe. Wir haben ihn so leicht wie möglich gepackt, trotzdem ist er unheimlich schwer.

»Sobald ich ein Münztelefon finde!«, erwidert sie eifrig nickend.

»Münztelefon?« Ein ungutes Gefühl macht sich in mir breit. »Gibt es so was überhaupt noch? Und vor allem – in den Bergen?«

»Ich kann auch andere Wanderer nach ihren Handys fragen. Deine Nummer kann ich auswendig!« Aufgeregt wippt sie von Fußspitzen auf Fußballen.

Ich ziehe scharf die Luft ein. »Du willst ernsthaft ohne Handy verreisen?«

Strahlend nickt sie.

»Aber ...« Ich setze dazu an, mindestens hundert Gründe aufzuzählen, weshalb das eine schlechte Idee ist, doch Fenja unterbricht mich lachend.

»Genau darum habe ich euch das vorher nicht gesagt. Weil ich wusste, dass ihr ausflippen würdet!«

»Zu Recht!«, erwidere ich unglücklich. »Wie sollen wir dich denn erreichen?«

»Gar nicht!«, ruft Fenja heiter. »Wenn ich es will, erreiche ich euch! Soll ich dir mal aufzählen, wie oft mich jemand anruft oder mir schreibt, obwohl ich meine Ruhe haben will?«

Eine Ansage verkündet blechern, dass die nächste Bahn sich

verspätet. Ich bin froh über die zusätzlichen Minuten mit meiner Schwester. »Ich habe kein gutes Gefühl dabei, Fenja.«

»Mach dir keine Sorgen. Es sind doch nur drei Wochen.«

Ich vergrabe die Hände in den Taschen und starre auf das leere Gleis.

Fenja nestelt an ihren Halstüchern und löst das oberste. Sie hat sich mehrere an den Tragegurt ihres Rucksacks gebunden. Sie sind so etwas wie ihr Markenzeichen. »Nimm dieses Tuch, Bruderherz. Als Erinnerung an mich.« Sie legt das rosa Bandana in meine Handfläche.

Gerührt stecke ich es in die Jackentasche. Plötzlich überkommt mich eine Idee. »Ich könnte dich begleiten. Wir könnten eine Geschwisterreise draus machen. Was meinst du?«

Zweifelnd hebt Fenja die Brauen.

»Wenn wir beieinander sind, ist es anders als mit den meisten Menschen. Wir nerven einander nicht. Das hast du mir schon so oft gesagt.« Tatsächlich haben wir eine besondere Geschwisterbeziehung. Bereits als Kinder waren wir unzertrennlich, verbrachten die Zeit nach der Schule miteinander und strickten zusammen.

Fenja ringt mit sich. Das Surren der Gleise kündigt den nächsten Zug an.

»Ach Marten, ich bin doch schon auf dem Weg. Bis du deinen Kram zusammengepackt hast, ist ein weiterer Tag verloren. Ich will aber jetzt los. Außerdem ...« Sie zieht meinen Ärmel an sich und wickelt die Zugschnur des Schlafsacks um unsere Finger. »Störst du mich zwar weniger als andere Menschen, aber du bist eben doch ein atmendes Wesen. Ich wollte diese Reise allein antreten. Verstehst du?«

Widerwillig nicke ich. Fenja ist stur. Ich werde ihre Meinung nicht ändern können. Also gebe ich den Spruch zum Besten, den sie in geschwungenen Buchstaben auf ihr Notizheft geschrieben

hat. *»Das Geheimnis des Vorwärtkommens besteht darin, den ersten Schritt zu tun.«*

»Mark Twain«, ergänzt sie grinsend. »Genau so sieht's aus.«

Der Zug fährt ein. Fenja entwirrt die Schlafsackschnur und schultert ihren Rucksack.

»Und wehe, du kommst nicht heil zurück«, rufe ich. »Dann schuldest du mir einen Kasten Ingwerlimo.«

Sie lacht. »Ist gebongt.« Sie schlingt die Arme um mich und drückt mir einen Kuss auf die Wange. »Mach's gut, Bruderherz. Ich hab dich lieb.«

»Und ich dich erst.«

»Wenn du mich vermisst, schreib mir einfach. Ich werde es erst lesen, wenn ich wieder zu Hause bin. Aber dann hole ich es nach und bin auf dem neusten Stand. Okay?«

Ich lächle. »Okay.«

Sie steigt in die S-Bahn. Der lila Rucksack mischt sich unter die Passagiere. Ihr lachendes Gesicht brennt sich in mein Gedächtnis ein.

Dass ich sie im kommenden Jahr nicht wieder sehen werde, kann ich mir nicht im Entferntesten vorstellen.



Der ungebetene Gast

Liebe – ein Jahr später

»'Cause we find ourselves in the same old mess, singin' drunken lullabies.«

Die hölzernen Salontüren schwingen knarzend hinter meinem Chef zu, der in den Innenraum des Pubs gefegt ist. Bewaffnet ist er mit einem Besen, dessen Stiel er mit der linken Hand umfasst, während seine andere oberhalb der Fransen im Rhythmus der irischen Folkmusik auf- und absaust, als sei es eine Gitarre.

Amüsiert nehme ich zwei Bierkrüge aus der Spüle. »Davy? Was ist denn in dich gefahren?«

Mit einem schallenden Lachen lässt er den Besen sinken, tritt zu mir an den Tresen und rückt seine Schiebermütze aus Tweed zurecht. Mit seinem roten Zwirbelbart und der Weste im Schottemmuster macht mein Boss der Rolle des typischen Pubbesitzers alle Ehre. Sein Laden ist ihm heilig. So heilig, dass er kurz nach der Übernahme sogar seinen Namen angenommen hat. Davy, wie Davy's Pub. In Wirklichkeit heißt er Jochen. Sein gesamtes Herzblut fließt in die urige kleine Kneipe mit der liebevoll ausgewähl-

ten Einrichtung. Davy's Pub ist einer meiner Lieblingsorte in ganz Berlin. Hier fühlt man sich, als sei man mitten in Cork, Galway oder Limeric.

»Hör dir diese Nachricht an«, verkündet er übermütig und liest von seinem Handy ab. *»Hallo, Davy! Eine Freundin von mir ist krank geworden und ich habe eine Kinokarte für die Zwei- undzwanzig-Uhr-Vorstellung übrig. Hast du kurzfristig Zeit und Lust, mich zu begleiten? In Liebe, deine Lara.«*

Ich runzle die Stirn. »Lara? Ist das nicht die Kundin, wegen der wir extra Aperol Spritz ins Programm genommen haben, weil ihr Bier und Whiskey nicht schmecken?« Kistenweise Prosecco und Likör haben wir ins Lager geschleppt, damit die große, blonde Frau mit den knalligen Kleidern sich im Pub wohlfühlt.

Spitzbübisch grinst er. »Die, die immer so niedlich den kleinen Finger abspreizt, wenn sie ihr Getränk anhebt.«

»Ich erinnere mich, dass ihr beiden vorige Woche im Pub geblieben seid, nachdem wir den Laden geschlossen haben.«

»Zieh keine voreiligen Schlüsse«, erwidert Davy mit leuchtenden Wangen. »Wir haben uns nur unterhalten. Einen Absacker zusammen getrunken, mehr war da nicht! Aber diese Nachricht hört sich an, als könnte mehr draus werden.«

Aufgeregt drücke ich die nächsten zwei Bierkrüge auf den Gläsererspüler. »Auf jeden Fall. Das ist deine Chance, Chef. Vielleicht kannst du nach dem Film den ersten Schritt machen!«

Davy winkt ab und starrt gedankenverloren auf sein Handy. »Sei nicht albern, Lieke. Es mag sich vielleicht so anhören, als sei es ein Date, aber es ist gut möglich, dass sie mich nur als Freund sieht. So wie schon viele Frauen vor ihr.«

Davys Sorge ist berechtigt. Ich bin fünfundzwanzig und er mit seinen Ende dreißig eine ganze Ecke älter als ich. Trotzdem hat sich zwischen meinem Boss und mir ein freundschaftliches Ver-

hältnis entwickelt, wodurch ich schon das ein oder andere Mal Zeugin davon war, dass sein romantisches Interesse an Frauen nicht erwidert wurde. Seit ich diesen Job vor zwei Jahren angenommen habe, um mein Studium zu finanzieren, blitzt mein Boss ab. Obwohl er ein interessanter Typ ist, scheint er bei Frauen nicht den richtigen Nerv zu treffen oder in Fettnäpfchen zu treten.

Seufzend stelle ich die gereinigten Biergläser auf die Abtropfmatte. »Es mag sein, dass sie dich lediglich als Freund sieht. Herausfinden wirst du es aber erst, wenn du mit ihr ins Kino gegangen bist.«

»So oder so werde ich sie um einen Ausweichtermin bitten müssen. Wenn ich zusagen würde, müsste ich direkt los. Wir schließen den Laden aber erst um Mitternacht.«

Demonstrativ schaue ich mich um. »Siehst du hier etwa viel Kundschaft?«

»Nein, aber ich habe dich den Laden noch nie allein absperren lassen. Manchmal kommen seltsame Gestalten zu Besuch. Vor allem, wenn es spät ist.«

Ich lege die Hand auf seinen tätowierten Unterarm. »Geh ruhig. Ich hab den Pub im Griff. Außerdem kommt Marten in einer Stunde vorbei. Der Kumpel, mit dem ich manchmal lerne.«

»Ist das nicht der Typ aus diesem Handarbeitsclub, den du jeden Montagabend besuchst?«

Mit engelsgleichem Lächeln nicke ich. »Genau der.«

Zwiespalten blickt Davy von seinem Platz hinterm Tresen auf sein Handy. Dann gibt er sich einen Ruck. »Weißt du was? Du hast recht. Ich sage zu.«

»Das freut mich.«

»Danke, Lieke. Du hast was gut bei mir. Fegst du noch durch, bevor du gehst?«

»Klar.«

Während Davy im Hinterraum verschwindet, um seine Sachen zu holen, meldet sich mein schlechtes Gewissen. Ich habe geschwindelt. Schon wieder. Denn der Club, auf den Davy mich angesprochen hat, hat nur wenig mit Handarbeit zu tun. Wir nähen nicht, wir häkeln nicht, wir stricken auch nicht – bis auf Marten, der ab und zu die Nadeln fliegen lässt –, wir reden. Über uns, unsere Probleme, unsere Ängste und unsere Psyche.

The Broken Hearts Club vereint keine Bastelleidenschaft. Wir sind eine Selbsthilfegruppe. Verbunden durch die Kämpfe mit unseren inneren Dämonen, Krieger in der Schlacht gegen die Depressionen. Komplizen unter derselben Flagge – der einer intakten mentalen Gesundheit. Und irgendwie ist die Gruppe auch der Ort, an dem ich mich am wohlsten fühle. Nichts kommt einer Familie näher als diese Menschen.

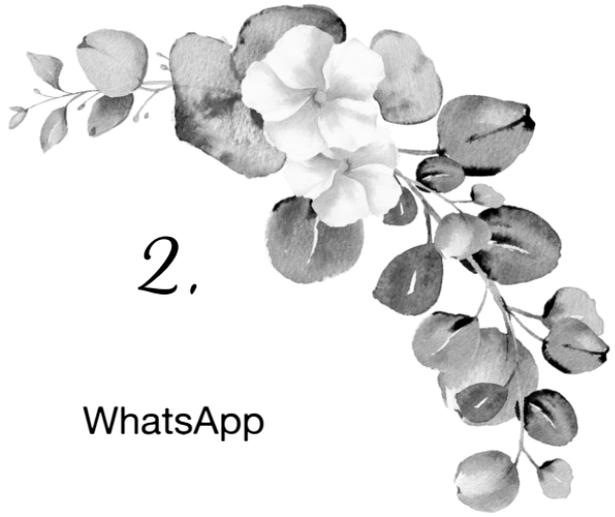
So stolz ich darauf bin, Teil einer so innigen Gemeinschaft zu sein, so abwegig ist es für mich, Leuten wie Davy einfach so zu erzählen, was *The Broken Hearts Club* eigentlich ist. Niemand in meinem Umfeld hält mich für depressiv. Ich bin aufgeweckt und habe meist einen lockeren Spruch auf den Lippen. In der unbedarften Rolle zeige ich mich der Welt lieber als in der einer verletzbaren, nachdenklichen Liebe, die mit der Schwermut hadert. Und so muss heute diese Notlüge herhalten.

»Wenn was ist, rufst du mich an, ja?« Davy tritt zurück in den Pub, zieht seine Jacke über und legt mir einen Schlüssel auf den Tresen. An ihm haftet eine massive Parfümwolke. »Wirf den Schlüssel einfach in den Briefkasten, wenn du gehst.«

»Mache ich. Und jetzt mach schon, dass du loskommst!«

Davy grinst breit und tut, wie ihm geheißen.

Strahlend sehe ich ihm hinterher. Mein Boss ist ein Goldstück und sein Herz schlägt am rechten Fleck. Ich drücke ihm die Daumen, dass seine Zuneigung heute erwidert wird.



2.

WhatsApp

Marten

Hallo, Schwesterherz,

wow. Ich kann kaum glauben, dass ich diese Worte tippe. Laut Chatprotokoll ist meine letzte Nachricht an dich ganze acht Monate her. Kannst du dir das vorstellen? Acht Monate ist es her, dass mir Professor Doktor Schirmann nahegelegt hat, damit aufzuhören, dir zu schreiben. »Sie müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Ihre Schwester wird nicht wieder auftauchen, weil sie höchstwahrscheinlich tot ist.« Das hat sie über dich gesagt. Nicht besonders nett, oder?

Jedenfalls hat sie behauptet, ich würde nie mit der Vergangenheit abschließen können, wenn ich das nicht einsehe. Meine aktuelle Therapeutin Frau Claßen findet die Ansage ihrer Vorgängerin zu radikal. Trotzdem habe ich dir nach dem Therapeutenwechsel nie geschrieben. Doktor Schirmanns Worte sind mir nie aus dem Kopf gegangen.

Doch nun traue ich mich. Es fühlt sich richtig an, mit dir in Kon-

takt zu treten. Auch wenn so viel Zeit vergangen ist, hat sich eines nicht verändert: Du fehlst. Mehr, als du dir vorstellen kannst. Ich würde dich am liebsten anrufen. Mit dir über meinen Tag reden und fragen, was wir zum Abendessen kochen wollen. Aber es würde nur die Mailbox rangehen, und das zu hören, verkrafte ich schlechter als das graue Häkchen unter meiner Nachricht, das sich auch heute nicht in zwei blaue färben wird.

Diese Nachricht wird ungelesen auf dem Handy auf deinem Schreibtisch landen. Wie die vielen anderen, die sich über dieser hier gesammelt haben. (Ich war ein paar Mal sehr verzweifelt und emotional, es tut mir leid.) Aber erinnerst du dich daran, was du mir bei deiner Abreise gesagt hast? Du wirst meine Nachrichten lesen, wenn du wieder zu Hause bist. Ich soll dir einfach schreiben, wenn ich reden möchte. Und das tue ich hiermit.

Ich werde dir wieder schreiben, aber jetzt muss ich zu Lieke. Wer das ist? Das erzähle ich dir beim nächsten Mal.

Bis bald. Dein Marten



3.

Ich war noch nie verliebt

Lieke

Nachdem Davy gegangen ist, hängt mir noch immer der Geruch seines Parfüms in der Nase. Nachdenklich lasse ich den Blick durch den Pub schweifen. Viele der hölzernen Barhocker blieben an diesem Sonntagabend unbesetzt. Lediglich ein Mann mittleren Alters sitzt über seinem halb vollen Glas. Mir ist bereits aufgefallen, dass er immer wieder zu mir herüberschaut. Ich hoffe, dass er nicht zu der Sorte Mann gehört, die sich Mut antrinkt, um mich nach meiner Nummer zu fragen.

Ich schnappe mir einen Lappen und beginne damit, den Tresen abzuwischen. Es schadet nicht, schon mal etwas aufzuräumen, um den Pub nachher zeitig abzuschließen. Während ich schrubbe, muss ich immer wieder daran denken, wie breit mein Boss gestrahlt hat, als er von Lara erzählt hat.

So lästig es für ihn sein mag, sich dauernd Hals über Kopf zu verlieben – insgeheim bewundere ich ihn dafür. Davy befindet sich in einem immer währenden Kreislauf. Er verknallt sich, lässt sich das Herz brechen, trauert und stürzt dann in die nächste

Schwärmerei. Er hat ein so intensives Bedürfnis, den Deckel zu seinem Topf zu finden, dass ich ihm von Herzen wünsche, dass Lara das sein mag.

Bei mir dagegen ist das völlig anders. Ich kann diese Empfindungen nur bedingt nachvollziehen, denn ... ich war noch nie verliebt.

Als ich das Davy erzählt habe, konnte er es zuerst nicht glauben. Aber es ist so. Klar, ich habe schon für einige Männer geschwärmt. Ich hatte Sex, und das sogar ziemlich gern. Doch richtiges Kribbeln im Bauch, Konfetti im Körper, Luftschlangen im Gehirn, rosarote Herzchen in den Augen – Fehlanzeige. Aber das ist in Ordnung. Ich vermisse nichts, im Gegenteil. Ich genieße meine Unabhängigkeit und dass ich zumindest im romantischen Kontext Kontrolle über meine Gefühle habe. Denn abgesehen davon gehen meine Emotionen schnell mit mir durch. So schnell, dass ich versuche, immer in Bewegung zu bleiben.

Ein Pfiff reißt mich aus den Gedanken. Ich sehe auf und schaue in das Gesicht des Mannes, der an einem der Bartische sitzt. Er ist blond, oder war es mal, denn einzelne weiße Haare zieren seinen dichten Bart. Er sieht mich direkt an und wartet offenbar darauf, dass ich zu ihm herüberkomme.

Kopfschüttelnd wringe ich den Lappen aus und hänge ihn über den Wasserhahn. Eins ist klar, ich werde nicht auf seinen Pfiff hören wie ein Hund.

Als ich nicht reagiere, ruft er: »Hey, Kleine! Kann ich noch was bestellen?« Seine stahlblauen Augen erinnern mich an jemanden, aber mir fällt nicht ein, an wen. Der überlegene Ausdruck in seinem Gesicht entfacht ein flaes Gefühl in meiner Magenrube und ich atme tief ein, um es abzuschütteln.

»Bestellungen nehmen wir nur am Tresen auf.«

Er seufzt, dann erhebt er sich und grinst mich herausfordernd an. »Na gut.«

Mit erzwungenem Lächeln erwarte ich ihn. Seine Schritte sind schwer, seine Statur stämmig. Der Mann strahlt eine Aura aus, die mir Unbehagen bereitet. Sie hat etwas Einschüchterndes an sich. Wieso muss er ausgerechnet an dem Tag, an dem ich allein im Pub bin, zu Gast sein? Ich verschränke die Arme vor der Brust und hebe entschlossen das Kinn. Ich bin schon mit vielem fertig geworden. Also werde ich auch mit ihm fertig.

Er legt die Arme auf den Tresen und mustert mich eingehend, dann wispert er: »Zufrieden?«

Ich verkneife mir eine spitze Antwort und erinnere mich an meine Jobbeschreibung. Bier und Whiskey ausschenken und immer nett bleiben. Und vor allem: Ruhe bewahren. Das zieh ich jetzt durch. »Was darf ich dir servieren?«, frage ich mit einem schmallippigen Lächeln.

»Ich hätte gern einen Cocktail.« Dem Unterton in seiner Stimme höre ich an, dass er genau weiß, dass wir keine Cocktails führen.

Seufzend schiebe ich ihm ein laminiertes Blatt zu. »Darf's auch was von der Karte sein? Wir sind ein Irish Pub und keine Bar.«

Seine Augen gleiten über meine ausgewaschenen, grün getönten Haare, die Eyelinerflügelchen, die Sommersprossen auf meiner Nase und meine Fingernägel, die in bunten Pastellfarben lackiert sind. Jeder Nagel in einer anderen Farbe. Ohne die Karte eines Blickes zu würdigen, deutet er auf die Flaschen hinter mir. »Dort steht doch Sirup in allerhand Geschmacksrichtungen. Mach mir einen Cocktail mit deiner Lieblingsfrucht. Bist du so lieb?«

Seine eisblauen Augen bohren sich in meine, bitten, ohne zu blinzeln. Er hat zwei Leberflecken am unteren Augenlid. Ein sehr prägnantes Merkmal. Wieder übermannt mich die tiefe Ahnung,

schon mal in dieses Gesicht gesehen zu haben. Und weil mich dieses Gefühl nicht loslässt, gebe ich nach.

»Na gut. Setz dich hin, ich mix dir was.«

Etwas flackert in seinen Augen auf. »Danke.« Damit wendet er sich ab und steuert wieder den Tisch an.

Seufzend hole ich ein Longdrinkglas aus dem Regal. Der Pub verfügt nur über wenige Zutaten, aber auch mit einer geringen Auswahl kann ich etwas zaubern. Nicht umsonst habe ich zwei Jahre bei Daisy's gejobbt und stelle viele Barkeeper in den Schatten. Mit mulmigem Gefühl ziehe ich ein paar Limetten an mich, greife zum Sirup und mixe drauflos.

Kurze Zeit später schütte ich schwungvoll den Drink aus dem Shaker in das Glas – ich habe ihn absichtlich nicht zu stark gemacht –, stecke einen Strohhalm hinein und stolziere auf den Gast zu.

»Bitte schön«, flöte ich und stelle das Glas auf den hölzernen Bartisch. »Der erste Cocktail, der je in *Davy's Pub* gemixt wurde, und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch der letzte.«

»Eine Ausnahme extra für mich? Welch eine Ehre.« Sein Grinsen jagt mir einen Schauer über den Rücken. »Für welche Geschmacksrichtung hast du dich entschieden?«

»Probiere selbst. Es ist eine Überraschung.«

Er zieht am Strohhalm, ohne mich aus den Augen zu lassen. Dann lässt er den Drink durch seinen Mund wandern wie teuren Wein.

»Am Rum hättest du nicht sparen brauchen. Abgesehen davon ist er köstlich, Lieke.«

»Dankeschön.« Ich atme aus, erleichtert, dass ich die Konversation beenden kann, dann sickert seine Aussage in mein Bewusstsein. »Wie hast du mich gerade genannt?«

Der Blick des Mannes verdunkelt sich. »Du hast schon richtig gehört. Der Cocktail ist köstlich, Liebe.«

Wir starren einander an. Plötzlich wird meine Brust ganz eng. Instinktiv weiche ich zurück. »Woher kennst du meinen Namen?«

»Du hast dich für Wassermelone entschieden. Ich weiß, dass du es bist.« Die Leberflecke unter seinem Lid werden von Falten verschluckt, während er lacht. »Obst und du«, fährt er mit rauer Stimme fort, »war stets ein schwieriges Thema. Niemand konnte dich dazu bringen, mehr Früchte zu essen. Nur wenn es um Melone ging, warst du kaum zu halten.«

Moment, das ... ist wahr. In meinem Kopf rattert es, während ich rückwärtslaufe. Ich pralle gegen einen Barhocker und halte ihn im letzten Augenblick fest, damit er nicht umkippt. Die Holzlehne umklammernd, starre ich den Mann an, der sich jetzt erhebt. »Wer bist du? Woher weißt du das über mich?«

Langsam kommt er näher. »Erinnerst du dich etwa nicht an mich? Mein Name ist Gode.«

Ich durchforste mein Hirn, suche nach einem Hinweis, schaue ihm ins Gesicht und sehe wieder diese auffälligen Leberflecken. Und plötzlich setzt sich vor meinem inneren Auge ein Bild zusammen. Das eines jungen Mannes, der an einem Gartentisch lehnt und mich lächelnd ansieht, während ich im Gras sitze und Melone esse.

»Du bist mein Onkel«, stoße ich hervor.

Seine Lippen verziehen sich zu einem Lächeln. »Der Bruder deiner Mutter. Korrekt.«

Mutter. Plötzlich sehe ich ihr Gesicht vor mir. Die strohblonden Haare und die blassblauen Augen, die ich von ihr geerbt habe. Die Zärtlichkeit im Blick, mit der sie mich stets betrachtete.

Völlig durcheinander suche ich Halt an der Bar. Meine

schweißnassen Finger rutschen über das lasierte Holz. Mein Hals ist staubtrocken.

Triumphierend verschränkt er die Arme vor der Brust. »Die grünen Haare, die Schminke, das selbstbewusste Auftreten ... Du hast dich ziemlich verändert. Ich war mir nicht sicher, ob du es wirklich bist, Lieke, aber die Melone hat dich verraten. Du bist ganz Anikes Tochter.«

Meine Kehle ist wie zugeschnürt. Ich habe Angst. Doch das zu zeigen, bringt mir gar nichts. Und so überspiele ich es und nehme Haltung an. Mit fester Stimme sage ich: »Wir können das Gespräch an diesem Punkt beenden. Ich will weder mit dir noch mit meiner Mutter etwas zu tun haben.«

Überrascht hebt er die Brauen und lehnt sich an den Tisch.

»Willst du nicht hören, was ich dir zu sagen habe? Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um dich zu finden. Dein Name ist recht selten, das hätte es mir leicht machen sollen. Doch du bist ein Phantom. Kein öffentliches Profil auf Social Media, kein Eintrag im Telefonbuch. Ich habe schon befürchtet, du hättest das Land verlassen. Aber dann bin ich auf einen Zeitungsartikel über die Feier des St. Patrick's Day in diesem Pub gestoßen. Der Betreiber lobte seine beste Mitarbeiterin Lieke.« Ein wisender Funke blitzt in seinen Augen.

Ich beiße die Zähne aufeinander und schlucke gegen den Kloß an, der sich in meinem Hals gebildet hat. »Es hat einen guten Grund, weshalb du mich nicht gefunden hast. Ich *wollte* nicht gefunden werden. Ich habe mit der Vergangenheit abgeschlossen. Also bitte, geh!«

Ohne auf meine Forderung einzugehen, kommt er näher. »Deine Mutter hat mich gebeten, dich zu finden, Lieke. Sie möchte mit dir reden. Es ist ihr wichtig.«

Plötzlich bricht mein Gedächtnis auf. Sonnenstrahlen, Wiese,

Picknickkorb. Mama, wie sie aus ihren Sandalen schlüpft und durchs Gras tanzt. Wie sie die Hand nach mir ausstreckt, ich sie nehme und wir lachen und singen.

Der Schraubstock um meine Brust wird enger und ich reibe mir über die Stirn, um die Bilder aus meinem Gedächtnis zu wischen. Ich möchte mich nicht erinnern. Nicht an die schönen Zeiten mit Mama und schon gar nicht an die schlechten.

»Sie will dich sehen«, fährt Gode mit leiser Stimme fort.

Ruckartig hebe ich den Kopf. »Das möchte ich aber nicht. Akzeptiere das.«

»Aber Liebe ...«

»Bitte geh!« Mit ausgestrecktem Zeigefinger deute ich zum Ausgang. Mein Herz rast.

Er holt tief Luft. »Ich glaube nicht, dass ich deiner Bitte ohne Weiteres nachkommen kann. Deine Mutter ...«

Plötzlich ertönt eine Stimme vom Eingang. Sie ist warm und vertraut und duldet keinen Widerspruch. »Hast du nicht gehört, was sie gesagt hat? Du sollst abhauen.«

Ich hebe den Kopf und mein Herz macht einen erleichterten Satz. »Marten?« Tatsächlich. Mein Retter in der Not.

Dass sich nun eine dritte Person im Pub befindet, ändert alles.

Zwar wirkt Marten mit seinen Leinenturnschuhen und dem Fair-Isle-Wollpulli kein bisschen bedrohlich, sein Blick tut es aber. Er trägt seine Brille heute nicht, die ihm sonst einen akademischen Hauch verleiht. Stattdessen hat er die Hände in die Hüften gestemmt und strahlt eine gewisse Schärfe aus, die unweigerlich klar macht, dass er nicht mit sich diskutieren lässt.

Kurz starrt Gode ihn an, als sei sein Gegenüber gerade über die Laderampe eines vor seinen Augen gelandeten Ufos spaziert. Dann dringt ein Schnauben aus seiner Kehle. »Halt dich da raus. Das ist eine Familienangelegenheit.«

Einschüchternd selbstbewusst schüttelt Marten den Kopf.
»Was tut das zur Sache? Sie will nicht mit dir reden.«

Leise fluchend läuft Gode auf Marten zu. Mein Onkel ist einen halben Kopf größer als er. Kurz befürchte ich, Marten würde zurückweichen, aber er hält seinem Blick stand, ohne das Kinn zu senken.

Dann presst Gode unter zusammengebissenen Zähnen hervor:
»Na gut. Ich gehe.« Er macht zwei Schritte in Richtung Tür und nestelt an seiner Brusttasche. Dann zieht er einen Umschlag heraus und sagt eindringlich: »Der hier ist für dich, Lieke.« Seinen Blick ist fest mit meinem verfangen, ehe er auf den ihm am nächsten stehenden Tisch zuläuft und den Brief auf die Holzplatte legt.
»Lies ihn. Und dann handle.«

Ich setze zu einer hitzigen Antwort an, bekomme jedoch keinen Ton raus. Meine Kehle ist wie zugeschnürt.

»Gut, den Brief hat sie erhalten.« Martens Stimme ist trotz der gedämpften Lautstärke überraschend scharf. »Und jetzt hau ab. Sonst rufen wir die Polizei.«

Gode sieht mir in die Augen. Seine Brauen ziehen sich bittend nach oben, doch meine Miene bleibt starr. Dann wirft er Marten einen vernichtenden Blick zu und verschwindet. Ein kühler Luftzug gleitet über meine erhitzten Wangen, als sich die Tür hinter ihm schließt.

Einige Momente lang sagt keiner einen Ton. Nur Tin Whistle und Banjo des laufenden Folk-Punk-Tracks dudeln energetisch durch den leeren Pub.

Dann krächze ich: »Danke. Du hast mich gerettet.« Ich lache nervös und taste nach dem Kragen meines grünen Hemdes, auf dem das Logo des *Davy's Pub* gedruckt ist. Krampfhaft ignoriere ich die Tränen, die unter meinen Lidern brennen.

»Keine Ursache.« Marten lächelt. Ein zarter Rosaton zieht sich

über seine Nase. Mit dem weichen Zug um seine Lippen erkenne ich sein sanftes Wesen, das er in den vergangenen Minuten überraschend routiniert zurückgehalten hat. »Wer war der Typ?«

»Das war mein Onkel. Ich habe ihn zum letzten Mal vor etwa achtzehn Jahren gesehen. Er kam, weil meine Mutter ihn geschickt hat.«

»Mutter?« Marten ist sichtlich perplex. »Sagtest du nicht, sie sei tot?«

Seufzend fahre ich mir über die Stirn. Wieder eine Notlüge. »Sie ist nicht tot. Aber für mich ist sie gestorben. Schon lange.« Ich nehme den Brief zwischen die Finger. Auf dem Umschlag steht ein einziges Wort. *Lieke*. Die Schrift hätte ich aus Hunderten wiedererkannt. Es ist die meiner Mutter.

Wieder sehe ich Mama vor mir, höre ihr helles Lachen. Doch diese unbeschwerte Szene wird schlagartig durch eine weitere Erinnerung ersetzt. Ich stehe vor der verschlossenen Wohnzimmertür, die Mathearbeit zwischen den Fingern, die Hand auf der Türklinke, Mama dahinter. Ich öffne die Tür und sehe ...

»Lieke? Ist alles in Ordnung?«

Ich blinzele und befeuchte meine Lippen mit der Zunge. Endlich erkenne ich Marten vor mir. Jetzt erst bemerke ich, dass ich weine. Erschrocken wische ich mir über die Augen. »Sorry.«

»Das braucht dir doch nicht leidzutun. Es ist okay. Er ist weg.« Seine Hände fahren meine Arme auf und ab und bringen mich in die Realität zurück. Als seine Finger an meinen angekommen sind, drückt er sie leicht und ich drücke zurück.

Marten lächelt. »Gib mir die Schlüssel«, fordert er.

Meine Augen weiten sich. »Wir können den Laden nicht einfach dichtmachen. Es ist nicht mal Mitternacht.«

»Das ist mir egal. Nach diesem Schrecken musst du heute nie-

manden mehr reinlassen.« Entschlossen streckt er mir die geöffnete Hand hin.

Ich zögere. Dann lasse ich den Schlüssel in seine Handfläche fallen. Als das Geräusch des einrastenden Schlosses an meine Ohren dringt, spüre ich die Anspannung langsam von mir abfallen.

»Weißt du was?«, bringe ich stöhnend hervor. »Darauf mixe ich uns jetzt erst mal einen Drink.«